

Kunst

Thomas Lenk, Bildhauer aus Stuttgart, hadert mit dem deutschen Fernsehen. Seine von der Olympia-Baugesellschaft für die „Zentrale Hochschulsportanlage“ (ZHS) auf dem Münchner Oberwiesenfeld in Auftrag gegebene „Spiegelskulptur“ kann, zumindest für die Dauer der Olympischen Spiele, nicht aufgestellt werden. Der derzeitige Mieter des ZHS-Hauses — das als olympischer Zusammenschluß von ARD und ZDF fungierende „Deutsche Olympia-Zentrum“ (DOZ) — verweigert dem Lenk-Spiegel das Hausrecht: aus „Raumnot“. In der ZHS sollen sich zum Sportfest zeitweilig 3000 Journalisten aufhalten, und da „ist für so etwas einfach kein Platz“ (so ein DOZ-Sprecher). Eine provisorische Aufstellung an einem anderen Sport-Platz ist laut Lenk „aus montage-technischen Gründen“ nicht



Lenk-„Spiegel“

möglich. Lenk sieht sich nun um die von ihm „erwartete Publizität“ für sein aus öffentlichen Geldern finanziertes Hunderttausend-Mark-Objekt geprellt. Denn auch für den Künstler gilt der Olympia-Wahrspruch: „Dabeisein ist alles.“

Dichter

Die Geschichte von Heinrich Heine und Düsseldorf — das war, das ist immer noch wahrhaftig keine Liebesgeschichte. Zum 175. Geburtstag (13. Dezember) des von seiner Vaterstadt bisher nur unzulänglich geehrten Dichters erscheint in diesem Herbst bei Claassen eine Heine-Werkbiographie von Dolf Sternberger, die Heine als „den freiesten Deut-

schen seit Goethe“ darstellt: „Heinrich Heine und die Abschaffung der Sünde“. Das bevorstehende Jubiläum hat auch die „Bürgerinitiative Heinrich - Heine - Universität Düsseldorf“ wieder initiativ werden lassen: Auf daß bei der Düsseldorfer Hochschule, die sich bislang gegen eine Umbenennung in Heinrich-Heine-Universität gestäubt hat, „eine positive Einstellung... zu Heine befördert“ werde, veranstaltet die Bürgeraktion zusammen mit Studenten am 7. Juni in der Uni-Mensa ein „Öffentliches Heine-Hearing“ über die Frage: „Uni Düsseldorf contra Heine — warum?“ Hauptreferent: Hermann Kesten.

Theater

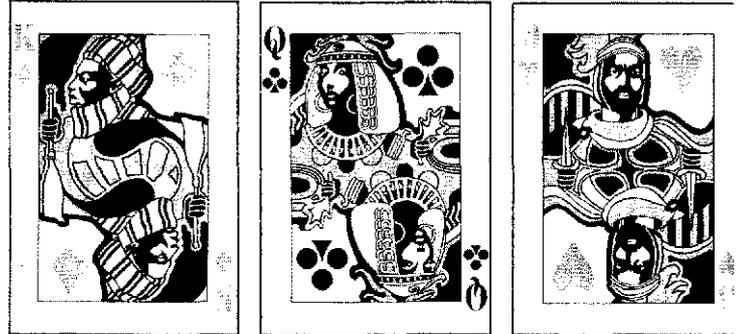
Zum Auftakt einer umfangreichen Wassily-Kandinsky-Retrospektive bot das New Yorker Guggenheim Museum eine Rarität: die Uraufführung des 1909 vom Pionier der abstrakten Malerei ersonnenen Bühnenspiels „Der gelbe Klang“. In diesem „alogischen Gedicht“, von der Bostoner Avantgarde-Truppe „Zone“ in freier Adaption dargeboten, trotzt ein monumentaler Fuß über die Bühne. Röhrengebilde zucken wie Fangarme eines Polypen durch den Raum, und zu quäkender Jazzmusik schreiten die Akteure wortlos und roboterhaft durch eine abstrakte Kulissenwelt. Das einstündige Mixed-Media-Spiel Kandinskys erschien der „New York Times“ als „unirdisch und traumhaft“. Gleichwohl bekannte der Rezensent des „Gelben Klangs“: „Zeitweilig ist es schon eine harte Prüfung.“



Kandinsky-Spiel

Spiele

Black is beautiful, schwarz ist schön — jetzt auch bei Bridge und Poker. Die New Yorker Firma Omega Concepts hat ein Kartenspiel herausgebracht, das „die Größe und den Ruhm repräsentieren soll, die das Vermächtnis der Völker Afrikas sind“: Als König,



„Saba“-Karten

Dame, Bube figurieren Porträts des afrikanischen Negerkaisers Askia der Große (1442 bis 1539), der Königin von Saba (etwa 1000 bis 950 v. Chr.) und des Karthager-Feldherrn Hannibal (247 bis 183 v. Chr.). Die Joker und die Rückseiten der „Saba-Spielkarten“ sind mit afrikanischen Ornamentalmotiven ausgestattet.

Literatur

„Sprechstunden für die deutsch-französische Verständigung“ nun auch, na also, auf französisch: Ludwig Harigs raffiniert-vergünstigtes Buch wird gegenwärtig beim Verlag Belfont übersetzt — eines von auffällig vielen deutschen Büchern, die derzeit oder demnächst in Frankreich heraus-

kommen oder kürzlich erschienen sind. Gallimard allein bringt Heinrich Manns „Henri Quatre“, Kafkas „Briefe an Felice“, Trakls Gesammelte Gedichte und Christian Enzensbergers „Größeren Versuch über den Schmutz“; im Herbst folgt Handkes „Torwart“. Grasset hat 10 000

Exemplare von Thomas Manns „Walsungenblut“ verkauft und bietet jetzt „Königliche Hoheit“ sowie die Memoiren des Grafen Kessler. Der Verlag Fayard, der sich mit 50 000 verkauften Speer-Memoiren gut ausgepolstert hat, offeriert nun die Letztlinge von Remarque und Ceram. Seuil feiert Peter Härtlings „Familienfest“. Aber auch Simmels „Jimmy“, auch neue Werke von Deutschschreibern wie Thorwald und Konsalik werden den Franzosen in diesen Wochen nahegebracht. Und Hildegard Knefs „Geschenkter Gaul“ galoppiert bei Laffont auf die dritte Auflage zu. Gibt es ein Generalmotiv für dieses kumulierte französische Interesse an deutschem Schrifttum? „Aus den Büchern“, sagt Gallimard-Lektor François Erval, „wollen die Franzosen vor allem erfahren, wie die Deutschen sind. Denn die Deutschen beschäftigen und beunruhigen sie sehr.“ Allerdings, bei ihrer „Deutschstunde“ sind die Franzosen ziemlich faul: Siegfried Lenz' schwerfüßiger Roman-Bestseller kommt bei Laffont nur mühsam voran.

Zitat

Frankfurt. Buchmesse. Der Unterschied zwischen einem Pferd und einem Autor: das Pferd versteht die Sprache der Pferdehändler nicht.

Max Frisch in seinem jetzt erschienenen „Tagebuch 1966—1971“.